

Hoffnung, beflügelt durch Bomben

Alliierte Luftangriffe in den Erinnerungen von KZ-Häftlingen

HELMUT RIZY

Anfangs hatten wir Angst vor ihnen, denn die Erde bebte wegen der Bomben jenseits des Berges, und unsere Baracken knarrten wie ausgetrocknete Boote. Dann aber ratterten die Maschinengewehre oberhalb der SS-Küche auf der anderen Seite des Eingangs, so dass das Holz unserer Unterkünfte wegen der dröhnenden Maschinen ohne Unterlass ächzte. Gleichzeitig entstand im fast abgestorbenen Herz eine neue Spannung. Die Entdeckung, dass irgendwo in der Ferne, am anderen Ende der Welt, lebendige Menschen von unserem verlorenen Posten und sogar von der Wohnung der Wächter wussten, wirkte wie Wunder.¹

So beschreibt Boris Pahor im Roman „Nekropolis“ seine eigene Reaktion und die anderer Häftlinge im Lager Harzungen, einem Außenlager des Konzentrationslagers Buchenwald, als erstmals Flugzeuge der Alliierten hier ihre Angriffe flogen. Die Häftlinge waren zwar auch betroffen, denn „die Bomben hatten irgendwo die Stromleitungen zerstört, so dass es abends in den Baracken dunkel war, und sie hatten die Wasserleitungen durchtrennt“,² doch die Bomben erschütterten nicht nur die Baracken, sondern auch das nationalsozialistische Regime, das sie in den Konzentrationslagern eingesperrt hatte und sie hier misshandelte, hungern und frieren ließ, sie zu Schwerstarbeit zwang – alles zusammen mit meist tödlichem Ausgang. Die Hoffnung, dass dies doch – lieber früher als später – ein Ende finden könnte, wurde durch die Bomben beflügelt.

Ähnlich wie bei Pahor klingt es auch in Robert Antelmes Roman „Das Menschengeschlecht“: „Sie werfen die Bomben ganz in der Nähe ab, das dröhnt, verbreitet Schrecken. Wir fühlen uns nicht mehr so verlassen. Sie sind da, das Geräusch dauert fort, wir richten uns auf, wir lauschen; sie sind mächtig, ungreifbar. Die SS zittert. Wir haben keine Angst, und wenn wir Angst haben, ist es eine Angst, die gleichzeitig auch lachen macht. Sie sitzen in ihrer kleinen Kabine, sie sind gekommen, um eine Stunde über Deutschland zu verbringen, sie werden nie wissen, wer wir sind, doch die Bombardierung buchen wir für uns. Wir kosten die Angst der SS ganz aus.“³ Und das

Auftauchen der Flugzeuge verfolgt die Häftlinge – wie Antelme weiter schreibt – bis in ihre nächtlichen Träume: „Der Traum: Ein Flugzeug landet auf der Wiese, nimmt uns an Bord, wir fliegen davon; zwei Stunden später läute ich an meiner Tür. Es wäre zwei Uhr morgens. Um zwei Uhr morgens, gleich nachher, in einer Stunde, in der ich hier sein werde, könnte ich zu Hause sein. Das rechnen wir uns mehrmals in der Nacht aus.“⁴

Nicht anders ist die Reaktion im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, wie in Liana Millus Erzählung „Der Rauch über Birkenau“ zu lesen ist: „Fliegeralarm! Fliegeralarm!‘ hieß es überall begeistert, während Pfiffe das Signal zur Blocksperrung gaben und die Krankenschwestern die Türen schlossen, damit keine von uns hinausschlüpfte.“⁵ Man erfährt, dass sich die Häftlinge – weibliche wie männliche – während des Alarms nicht im Freien aufhalten durften. Und die SS zog sich währenddessen ebenfalls zurück, sodass die Häftlinge davon ausgehen konnten, vorläufig vor ihnen in Sicherheit zu sein. Dies erlaubte Nico Rost – „der verrückte Holländer, der Bücher verschlingt und Papier frißt“,⁶ wie es im KZ Dachau hieß – Tagebuch-Eintragen wie: „Ein Glück, daß wir bereits mehr als zweieinhalb Stunden Luftalarm haben, dadurch konnte ich alles so ungestört und so ausführlich aufschreiben.“⁷ Oder: „Heute hatten wir von ein Uhr mittags bis gegen fünf Uhr Luftalarm – die beste Gelegenheit, um ‚ungestört‘ lesen und schreiben zu können.“⁸

Gelegenheit zum Ausruhen

Es gab allerdings auch profanere Arten, die Zeit des Alarms zu nutzen, wie man aus Władysław Koźdońs Buch „... ich kann nicht vergessen“ erfährt. Koźdoń war als 16-Jähriger schon wenige Tage nach dem deutschen Überfall auf Polen verhaftet und ins Konzentrationslager Buchenwald deportiert worden. Hier nahm sich die interne, von Kommunisten geführte Lagerleitung seiner und anderer polnischer Jugendlicher an, um ihnen ein Überleben im KZ zu ermöglichen. Koźdoń arbeitete schließlich als Friseur. Im Winter 1944/45 war sein Arbeitsplatz bei der Nachtschicht der Kartoffelschäler, wo er rasierte und Haa-

re schnitt. Bei Fliegeralarm wurde jedoch die Arbeit unterbrochen: „Die Nächte waren lang und die Tage kurz. Zu kurz und zu unruhig, um richtig ausruhen zu können. Darum hoffte ich bei der Arbeit auf Fliegeralarm. Wenn die Lampen erloschen, schnappte ich mir gewöhnlich einen Sessel und zwei Hocker für die Füße, streckte mich so gut es ging aus und schlief. Oftmals schreckten mich in diesen Nächten noch nicht einmal die Flugzeuge auf.“⁹

Dennoch war nie auszuschließen, dass auch das Lager – beabsichtigt oder unbeabsichtigt – das Ziel der Bomben sein könnte. So notierte Nico Rost am 1. Dezember 1944, als er sich gerade wieder einmal mit Goethes Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ beschäftigte: „Luftalarm! Soeben glaubten wir, das Lager sei getroffen. Die Bomben sind in unmittelbarer Nähe gefallen. Unsere Baracke wackelte sehr, Regale mit Flaschen stürzten um, die bettlägerigen Kranken wurden nervös. [...] Es kann natürlich geschehen, daß jetzt hier noch mehr Bomben fallen und daß es dann weniger gut abläuft – aber ist das eigentlich ein Grund, um mit Schreiben aufzuhören? Es geht doch über ein Buch der Weltliteratur, das von den höchsten Idealen der Menschheit handelt. Kann ich mich in einer gefährlichen Stunde – die vielleicht meine letzte ist – würdiger und intensiver mit dem LEBEN beschäftigen?“¹⁰

„Krematorium ausmachen!“

Für die SS-Lagerverwaltung war jedenfalls entscheidend, nicht die Aufmerksamkeit anfliegender Bombergeschwader zu wecken. So hält etwa Imre Kertész im „Roman eines Schicksallosen“ über die Zeit, die er im Konzentrationslager Buchenwald inhaftiert war, fest: „Der wiederholte Sirenenklang ist jetzt schon üblicher Bestandteil des Tages, und es ist etwas Gewohntes, dass ich nachts erwache, weil die Sprechanlage verfügt: ‚Krematorium ausmachen!‘, dann eine Minute später, aber jetzt schon gereizt schnarrend: ‚Khematomium! Sofohat ausmachn!‘ – was mir sagt: Es ist keineswegs erwünscht, dass der ungelegene Feuerschein womöglich die Flugzeuge anlockt.“¹¹



Eisenbahnschienen ins nationalsozialistische Vernichtungslager Sobibor.

Und keinesfalls durfte aus der Luft gesehen werden, was streng geheim bleiben sollte. Der Pole Jankiel Wiernik war am 23. August 1942 aus dem Warschauer Ghetto ins Vernichtungslager Treblinka deportiert worden, einen Monat nachdem die ersten als „Umsiedlung“ getarnten Transporte dorthin begonnen hatten. In seinem Buch „Ein Jahr in Treblinka“ berichtet er, dass in den drei Gaskammern des Lagers jeden Tag zwischen zehn- und zwölftausend Menschen ermordet wurden. Um die Leichen zu den Massengräbern zu bringen, wurde eigens eine kleine Schmalspurbahn errichtet. Doch dann kam der Zeitpunkt, da Massengräber dem Regime nicht mehr opportun erschienen, wie Wiernik feststellt: „Das war die Zeit, als die Deutschen viel über Katyn sprachen. [...] Vermutlich aufgrund dieser Berichte besuchte Himmler persönlich Treblinka und gab Anweisungen, dass zukünftig alle Leichen verbrannt werden sollten. [...] Sie wollten keine Spuren der Massenmorde hinterlassen. In jedem Fall wurde mit dem Verbrennen der Leichen sofort begonnen und Männer, Frauen, Kinder und alte Menschen aus den Massengräbern exhumiert.“¹² Bei der Unmenge an Toten nahm dies eine beträchtliche Zeit in Anspruch und das Areal war aus der Luft einsehbar. „Wann auch immer ein Flugzeug am Himmel gesichtet wurde, erfolgte eine Arbeitsunterbrechung. Die Leichen wurden mit grünem Gezweig als Tarnung gegen die Luftbeobachtung bedeckt“,¹³ schreibt Wiernik, der nur überlebte, weil er erst als Zimmermann für Arbeiten im Lager gebraucht wurde und ihm schließlich beim Aufstand vom August 1943, an

dessen Organisation er selbst beteiligt war, die Flucht gelang.

Es waren aber keineswegs nur die Besatzungen alliierter Flugzeuge, die nicht alles sehen sollten, was in den deutschen Vernichtungslagern in Polen vor sich ging, auch die deutsche Bevölkerung sollte das Ausmaß des Mordens nicht in vollem Umfang erfahren. So schreibt Thomas „Toivi“ Blatt, der am Aufstand im Vernichtungslager Sobibor beteiligt war und die Flucht aus dem Lager überlebte, in seinem Buch „Sobibór – der vergessene Aufstand“: „Das Dach der Gaskammeranlage war mit einem besonderen militärischen Tarnnetz bedeckt, um einer Entdeckung durch deutsche Piloten, die Angriffe gegen die Sowjetunion flogen, vorzubeugen.“¹⁴

Im KZ Mauthausen ermordet

Nicht alle Piloten der alliierten Verbände kehrten von ihren Einsätzen über Deutschland wohlbehalten auf die Flugplätze, von denen sie aufgebrochen waren, zurück. Im Herbst 1944 seien 45 Piloten – „Holländer, Engländer und Amerikaner“ – ins KZ Mauthausen eingeliefert worden, schreibt der griechische Autor Jakobos Kambanellis, der 1943 in Wien verhaftet und bis zur Befreiung im KZ Mauthausen inhaftiert war, in seinem Roman „Die Freiheit kam im Mai“: „Sie töteten alle auf der Stiege des Steinbruchs.“¹⁵ Und er beschreibt, wie deren Leichen zum Appellplatz gebracht wurden, wo sich der I. Schutzhaftlagerführer, SS-Hauptsturmführer Georg Bachmayer vor den in Reih und Glied angetretenen Häftlingen mit deren Ermordung brüstete: „Die Karren hielten in der Mitte des Platzes. Bachmayer stellte sich zwischen die zwei Karren und teilte uns kurz und bündig mit: ‚Wenn ihr in Zukunft eure Blicke zum deutschen Himmel richtet, um die Flugzeuge der englischen und amerikanischen Juden zu sehen, vergesst nicht, dass alles hier unten endet! Alle eure Hoffnungen, Dreckshunde Europas, werden auf diesen Karren abtransportiert werden.‘“¹⁶

Selbstverständlich gab es auch Häftlinge, für die sich die Bombenabwürfe auf eine nahegelegene Stadt mit schmerzlichen Gedanken verbanden. So notierte Nico Rost am 5. August 1944 nach einem Gespräch mit dem Kommunisten Adi: „Er kommt aus München, und als ich mit ihm über die Bombardierung sprach, spürte ich, welche Tragödie es für ihn bedeutet, daß seine Heimatstadt nun jeden Tag aufs neue bombardiert wird – auch das Viertel, in dem er gebo-

ren wurde, der Platz, auf dem er als Kind spielte, die Straße und das Haus, wo er mit seiner Frau und seinen Eltern gewohnt hat –, und ich erkannte, daß er nur dank seiner felsenfesten Überzeugung dieses tiefe Gefühl von Schmerz und Trauer überwinden konnte, um billigen zu können, was nun dort geschieht. [...] Wieviel einfacher und leichter ist das alles doch für uns, für die ‚München‘ nur ein Name ist, nicht mehr bedeutet als jede andere große deutsche Stadt.“¹⁷

Solche oder ähnliche Überlegungen hatten schon früher, wie er festhielt, zu einem heftigen Wortwechsel mit einem Mithäftling geführt: „Ich glaube, nicht nur weil ich nervös war – doch als die Bomben fielen, sagte J.: ‚Die schönste Musik, die ich kenne.‘ Er lachte dabei und wiederholte, als die zweite Welle anflug: ‚Herrlich!‘ Ich war empört darüber und habe ihm das nicht verschwiegen. Es gibt nichts, was mich in dieser Situation tiefer trifft als Frivolität. Bei einem solchen Angriff haben wir still zu sein und zu fühlen, daß sich hier eine Tragödie abspielt. Ich weiß natürlich ebensogut wie er, daß diese Bombardierungen notwendig sind, daß sonst der Sieg nicht möglich ist, aber ich kann mir nicht helfen: Menschen, die sie als ‚herrliche Musik‘ empfinden, sind für mich halbe Faschisten – auch wenn sie noch so gute Patrioten sind.“¹⁸

„Dann sind wir frei, oder ...“

Allerdings vergingen noch viele Monate bis Nico Rost am 5. April 1945 in sein „Tagebuch“ eintrug:

„Heute, bis jetzt, hundertsechsdreißig Tote.“

Unsere Brotration wiederum herabgesetzt!

Aber dafür hatten wir bereits viermal Luftalarm.

Die Zeitungen aus München sind nicht mehr gekommen, und die ‚Parolen‘, daß die Amerikaner immer näher rücken, werden zahlreicher.

In höchstens einem Monat dürfte meiner Meinung nach alles entschieden sein.

Dann sind wir frei, oder ...“¹⁹

Es ist dieser halbe Nachsatz, der deutlich macht, wie unsicher die Zukunft von den Häftlingen – nicht nur in Dachau, sondern in allen Konzentrationslagern – eingeschätzt wurde. Was würde sich das Nazi-Regime für sie noch einfallen lassen, bevor es endgültig besiegt sein würde. Jacques Lusseyran, der blinde französische Widerstandskämpfer, der in Buchenwald inhaftiert war, schreibt in seinem Roman „Das wiedergefundene

Licht“: „Doch je größer die Siegeschancen der Alliierten wurden, desto kleiner wurden unsere Chancen zu überleben. [...] Seit September 1944 ging das Gerücht um, die SS habe den Befehl erhalten, im Falle einer Niederlage in den Konzentrationslagern keinen einzigen Mann am Leben zu lassen. [...] Bald war es schon kein Gerücht mehr, sondern eine Nachricht, die sogar die SS nicht mehr geheimhielt.“²⁰

Im März 1945 sind die Bombardierungen schon längst keine vereinzelt Ereignisse mehr, wie Lusseyran in diesem Zusammenhang festhält: „Von jetzt an flogen jede Nacht lange, unsichtbare Flugzeugschwärme über den Hügel von Buchenwald. Der ganze Himmel hallte wider wie ein Metallgerippe. Aus der Ebene ringsum stiegen riesige Fackeln hoch: explodierte Fabriken, zerstörte Städte. Einmal brannte es nachts weit weg im Osten. Diesmal hielt die Fackel vierundzwanzig Stunden lang: man sagte, es seien die Fabriken für synthetisches Benzin in Merseburg.“²¹

Dabei war das KZ Buchenwald, insbesondere aber die angeschlossenen Rüstungsbetriebe mehr als ein halbes Jahr zuvor selbst schon Ziel eines Bombenangriffs geworden. Władysław Koźdoń schreibt darüber in „... ich kann dich nicht vergessen“: „Am 24. August 1944 wurden die Gustloff-Werke bombardiert. Die Amerikaner hatten den Rüstungsbetrieb ausgekundschaftet und schickten ihre Bomber am helllichten Tag.“²² Und weiter: „Die Bomben trafen ihr Ziel. Außer Werkshallen und SS-Gebäuden wurden der Steinbruch und einige Baracken getroffen, die am Rand des Lagers standen. Wir freuten uns. Doch es gab auch Tote und Verletzte unter den Häftlingen, von denen viele in den Laufgräben neben der Fabrik kauerten.“²³

Feuerregen auf Buchenwald

Ivan Ivanji, der serbische Schriftsteller, war 15-jährig in diesem Jahr nach Buchenwald deportiert worden; und er schreibt in seinem Roman „Der Aschenmensch von Buchenwald“: „Im August vierundvierzig, fast auf den Tag vor dreiundfünfzig Jahren, gab es immer öfter Fliegeralarm. Die Häftlinge waren sich keiner Gefahr bewusst. Sie freuten sich, weil auf den Gesichtern der SS-Leute Angst zu lesen war.“²⁴ Doch dann berichtet er weiter: „Nach den schweren Projektilen – gut gezielt auf die SS-Fabriken im KZ, die Rüstungswerke, geworfen – prasselten Brandbomben auf Buchenwald. Es war ein Feuerregen aus

sechseckigen Sprengkörpern, die nichts verschonten, nicht die Bäume, nicht den Rasen, nicht die Häuser und nicht die Menschen.

Die Häftlinge durften die Postenkette, die eng um die Fabrik gestellt war, nicht durchschreiten, es gab kein Ausweichen vor den heruntersausenden Spreng- und Brandbomben. Die verängstigten Menschen liefen hin und her oder schmiegt sich an den Erdboden. Ukrainische SS-Leute, die die Postenkette bildeten, schossen auf die Häftlinge, wenn sie sich aus dem Bereich der herunterfallenden Brandbomben zu retten versuchten. Deutsche SS-Leute, die als Aufsichtspersonal im Werk gewesen waren und jetzt zwischen den Häftlingen im Wald lagen – den Kugeln der Kameraden ausgesetzt –, schossen zurück. Es war ein kurzes, internes Gefecht der SS, aber den Häftlingen nützte das nichts, sie wurden von den vom Himmel fallenden Bomben ihrer Verbündeten getötet.“²⁵

Im Hauptlager wurden ebenfalls einige Gebäude von Bomben getroffen, wobei dem dadurch verursachten Brand auch die sogenannte „Goethe-Eiche“ zum Opfer fiel. Das damit verbundene Durcheinander im Lager ermöglichte es der internen Lagerleitung, sowohl aus einem SS-Lager Waffen zu entwenden, die vorläufig versteckt wurden, als auch ihren Einfluss im Lager zu stärken, wie Jorge Semprun in seinem Roman „Was für ein schöner Sonntag!“ feststellt: „So erreichen es die verantwortlichen deutschen Kommunisten nach dem amerikanischen Bombenangriff auf die Fabriken von Buchenwald im August 1944, indem sie auf das ‚gute Verhalten‘ der ausländischen Deportierten hinweisen, die jegliche Panik vermieden und den Verwundeten schnell geholfen, sowie die von den amerikanischen Phosphorbomben verursachten Brände gelöscht hatten, und das als Argument anführten, bei den SS-Männern, daß sie Ränge des Lager-schutzes – der internen, ausschließlich aus Deportierten bestehenden Polizei – den Ausländern öffneten.“²⁶

„Buna wird bombardiert!“

Elie Wiesel war 1944 zusammen mit seinem Vater aus dem rumänischen Sighet erst ins KZ Auschwitz deportiert und nach drei Wochen ins Lager Auschwitz-Monowitz verlegt worden, das für jene Häftlinge errichtet worden war, die im benachbarten I.G.-Farben-Werk Buna, in dem Synthetikgummi und Treibstoff aus Steinkohle hergestellt werden sollten, Zwangsarbeit leisten mussten. In

seinem Buch „Die Nacht“ erwähnt Elie Wiesel auch die Bombardierung des Werks im Herbst 1944: „Jetzt begannen wir das Geräusch von Flugzeugmotoren zu vernehmen. Und im selben Augenblick erbebten die Baracken. ‚Buna wird bombardiert!‘ schrie einer.“²⁷

Im März 1944 trafen mehrere Phosphorbrandbomben das KZ Sachsenhausen, setzten dort eine Baracke in Brand, wobei mehrere Häftlinge getötet wurden und einige schwere Verbrennungen erlitten, wie der Arzt Fritz Lettow, der zu eben jener Zeit vom KZ Natzweiler ins KZ Sachsenhausen verbracht worden war, in seinem Buch „Arzt in den Höhlen“ berichtet. Rund einen Monat später wurde das Außenlager des KZ im Heinkel-Werk von einem schweren Bombenangriff getroffen. Dieses Werk war 1936/37 zum geheimen Aufbau einer Luftwaffe unter Missachtung des Versailler Vertrags in Oranienburg errichtet worden. Ab Ende 1939 wurden hier auch Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter eingesetzt; und im März 1942 kamen schließlich noch die Häftlinge eines direkt im Werk errichteten Außenlagers des KZ Sachsenhausen dazu.

Dieser Bombenangriff forderte so viele Opfer, dass auch Ärzte und Pfleger der Krankenstation des Hauptlagers Hilfe leisten mussten. Fritz Lettow schreibt darüber: „Eine Sanitätskolonne, die das Hauptrevier schnell entsandt hatte, konnte zusammen mit dem dortigen Revier noch über zweihundert Schwerverwundete bergen, während ebenfalls an die zweihundert Tote reihenweise aneinandergelegt waren. Eine Woche lang hatten wir diese Schwerverletzten in Tag- und Nachtarbeit wieder zusammenflicken müssen.“²⁸

Im April 1945 sind es dann nicht nur hoch oben fliegende Bombenflugzeuge, die über dem KZ Mauthausen auftauchen, sondern auch Kampfflugzeuge. So erzählt Jakovos Kambanellis in „Die Freiheit kam im Mai“: „Eines Morgens schwirrte ganz unverhofft ein amerikanisches Kampfflugzeug über die Baracken und Büros. Es kam so tief herab, als wollte es auf dem Appellplatz landen. Danach begann es mit seinen Spielen. Es richtete sich aus, um auf die Fenster der Kommandantur zu schießen. Die SSler waren in Angst versetzt, sie dachten, dass auch Bomben fallen würden, und strömten auf die Straße hinaus. Das Kampfflugzeug jagte sie, waghalsige Kurven schneidend, einmal die Straße hinauf, einmal hinunter. [...] Wir zitterten vor Angst, dass dieser ‚Cowboy‘ ge-

gen einen der Türme prallen könnte. Verschwitzt, verschmutzt und nach Luft japsend beeilten sich die SSler, in unserer Mitte Deckung zu finden. Durch ihr abgehacktes Atmen schwellen die Uniformjacken an und ab, ihre Gürtel quietschten, die Luft roch nach Schweiß und Angst.“²⁹

Unverwundbar

Ähnlich klingt es beim Franzosen Bertrand Herz, der 1944 als 14-Jähriger gemeinsam mit seinem Vater ins KZ Buchenwald deportiert worden war. In seinem Buch „Der Tod war überall“ beschreibt er, wie er Anfang April 1945 zusammen mit den übrigen Häftlingen des Außenlagers Niederorschel in einem Todesmarsch zurück ins 80 Kilometer entfernte Stammlager Buchenwald getrieben wurde. Bei aller Qual gab es dabei doch auch Erheiterndes: „Manchmal zogen alliierte Flieger im Tiefflug über die Kolonne und dann amüsierten wir uns, wie die Bewacher versuchten, sich möglichst schnell in Sicherheit zu bringen. Wir Häftlinge fühlten uns selbstverständlich gegenüber den Kugeln der Maschinengewehre aus den amerikanischen Flugzeugen unverwundbar!“³⁰

Es ist dieses wirklichkeitsfremde Gefühl, an das sich auch Primo Levi in seinem Buch „Das periodische System“ erinnert: „Die Deutschen hatten mehr Angst vor den Fliegerangriffen als wir: entgegen jeder Vernunft fürchteten wir sie nicht, weil wir wußten, daß sie sich nicht gegen uns richteten, sondern gegen unsere Feinde.“³¹

Nicht immer waren es jedoch Flugzeuge der Alliierten, die am Himmel zu sehen waren. Das mussten der Sinto Otto Rosenberg und einige Mithäftlinge in der Nähe des Lagers Woffleben erfahren. Rosenberg, 1943 als 16jähriger mit seiner Familie aus dem für Sinti und Roma errichteten Zwangslager Berlin-Marzahn ins KZ Auschwitz deportiert, war von dort über das KZ Buchenwald ins Lager Woffleben, einem Außenlager des KZ Mittelbau, gekommen, wo Stollen für die Junkers Flugzeug- und Motorenwerke gegraben wurden. In seinem Buch „Das Brennglas“ erzählt er: „Einmal kamen Tiefflieger in Woffleben. Da hieß es: Das sind die Engländer oder Kanadier. ‚Oh Mann, die kommen vielleicht, uns zu befreien.‘ Wir winkten und warfen noch die Mützen hoch. Auf einmal kamen die Flieger zurück, kamen im Sturzflug. Ich warf mich hinter die Lore, der eine hierhin, der andere dahin. In den Dreck, in den Matsch. Da waren das Stuka, die auf uns

zuhielten und uns mit Maschinengewehren beschossen.“³²

Unter all den Möglichkeiten, die Häftlinge quer durch die Konzentrationslager in Erwägung zogen, wie sich die SS vor der endgültigen Niederlage noch der übergroßen Zahl von Zeugen ihres verbrecherischen Regimes entledigen könnten, tauchte auch immer wieder die Befürchtung auf, es könnten zuletzt noch Bomben auf die KZs geworfen werden. Robert Antelme erzählt in seinem Roman von einem Blockältesten, der seit elf Jahren, gewissermaßen seit Beginn des KZ Buchenwald dort Häftling war. Als sie ihm gegenüber meinten, der Krieg würde bald vorüber sein, und dann würden sie und auch er frei sein, habe er lachend erklärt: „Nein, ihr werdet nicht frei sein. Ihr wisst nicht, wer Hitler ist. Selbst wenn der Krieg bald zu Ende geht, werden wir alle hier verrecken. Die SS wird das Lager bombardieren lassen, sie werden es in Brand stecken, aber wir werden nicht lebendig hier herauskommen. Tausende und Abertausende der unseren sind gestorben und wir werden auch hier sterben.“³³

So weit kam es nicht. Aus den KZs, an die die jeweilige Front immer näher heranrückte, wurden die Häftlinge oder Teile von ihnen evakuiert, wobei bei den damit verbundenen Todesmärschen noch weitere zehntausende Häftlinge umkamen. Wer zu schwach war, um weiterzumarschieren, wurde am Wegrand von den Begleitmannschaften der SS und ihrer Helfer erschossen oder erschlagen.

Todesmarsch verhindert

In einigen Konzentrationslagern war die SS bemüht, in erster Linie die Juden zu evakuieren. Doch auch das gelang nicht immer. Elie Wiesel, der zusammen mit seinem Vater die Evakuierung aus dem KZ Auschwitz ins KZ Buchenwald überlebt hatte – wo dann allerdings der Vater starb – erzählt in „Die Nacht“: „Plötzlich heulten die Sirenen. Fliegeralarm. Man wurde in die Blocks zurückgeschickt. An diesem Abend war es zu spät, uns zu evakuieren, und die Evakuierung wurde auf den kommenden Tag verschoben.“³⁴

Und Nico Rost notierte am 24. April 1945, fünf Tage bevor das Hauptlager des KZ Dachau von US-Truppen befreit wurde: „Bereits seit dem frühen Morgen dauernd Sturzflieger über dem SS-Lager. Warum verhindern sie nicht die Evakuierung der Juden? Das müßte doch möglich sein.“³⁵ Da war das KZ Buchenwald schon befreit. Jacques Lus-

seyran schreibt in „Das wiedergefundene Licht“: „Endlich, am Morgen des 9. April, gab es keinen Zweifel mehr – diese Bombenabwürfe im Sturzflug über Weimar und der Umgebung des Lagers, dieser Kanonendonner im Westen, in den Vorstadtgebieten Erfurts, zwanzig Kilometer von uns: die Unsrigen waren da!“³⁶

Zwei Tage später war es dann soweit. Im Stammlager Buchenwald erlebten rund 21.000 Häftlinge die Befreiung. Allerdings waren in den Tagen davor noch etwa 28.000 evakuiert worden. Darunter 4.500, die am 7. April in einem Güterzug – mit 100 Häftlingen pro Waggon – Richtung Süden transportiert wurden. Nahrung war für einen Tag vorgesehen, doch war der Zug 21 Tage unterwegs bevor er am Anschlussgleis des KZ Dachau abgestellt wurde, wo ihn am Tag der Befreiung die US-Soldaten voller Toter und Sterbender vorfand.

Tote und Befreite

In der Umgebung des KZ Dachau kamen allerdings Häftlinge auch durch die Angriffe alliierter Flugzeuge um. Am 28. April 1945 befahl die SS die Räumung des Außenlagers Mühldorf. Die Häftlinge wurden in Güterwagen weggebracht. In Poing, unweit von München, kam es zu einem längeren Aufenthalt. Unglücklicherweise stand auf dem Nebengleis ein Zug mit Flakgeschützen. Max Mannheimer erzählt in seinem „Späten Tagebuch“, was dann passierte: „Ein amerikanischer Tieffliegerangriff richtet seine Geschosse auf die beiden Züge. Wir verlassen fluchtartig die Wagen und laufen in die Felder. Kann es war sein? Ist der Krieg zu Ende? Jedenfalls haben wir nicht mehr die Absicht, in die Wagen zurückzukehren. Einige Mithäftlinge kommen bei dem Fliegerangriff um. Jetzt, in letzter Minute. Auch ein Freund von uns. Ingenieur aus Prag. Fünf Jahre hat er durchgestanden. Umsonst.“³⁷

Ähnliches erzählte der aus Wien stammende Journalist Ernest Landau, der wie Mannheimer im Herbst 1944 vom KZ Warschau ins KZ Dachau evakuiert worden war, über seine Befreiung: „Ich wurde in Bayern befreit, zwischen Tutzing und Feldafing. Wir befanden uns gerade auf einem Transport, der irgendwo ins Tirolische gehen sollte, glaube ich, jedenfalls in die Berge, in eine sogenannte Werwolfstellung. Aber so weit kam es nicht. Es war der 1. Mai, der Abend des 1. Mai 1945, wir befanden uns zwischen Tutzing und Seehaupt, auf der Bahnstrecke, in einem Zug, der aus lauter Güterwaggons bestand. Ungefähr

hundert Menschen waren in jedem dieser Waggons eingepfercht. Dieser Zug hatte auch noch einen flachen Waggon, auf dem sich ein Geschütz befand, eine Kanone oder Haubitze, irgend so etwas. Irrtümlicherweise hielten uns die Alliierten für einen Wehrmachtstransport und bombardierten uns. Wir verloren dabei ca. 60 Menschen. Der Zug wurde zum Stehen gebracht. Wir wurden von SS-Männern begleitet, aber die waren schon ziemlich kleinlaut, weil sie erfahren hatten, daß die alliierten Truppen ziemlich nahe waren.“³⁸

Die Zahl der Opfer durch Luftangriffe der Alliierten auf Häftlingszüge in Bayern steht allerdings in keinem Vergleich zu der, die allein die Bombardierung der „Cap Arcona“ in der Lübecker Bucht am 3. Mai 1945 durch die Royal Air Force forderte. Wenige Tage vor der endgültigen Kapitulation Nazi-Deutschlands, Hitler war bereits tot, starteten die Briten einen Großangriff mit 200 Flugzeugen gegen Schiffe in der Lübecker und der Kieler Bucht, um – wie es hieß – zu verhindern, dass sich deutsche Truppen zuletzt noch über die Ostsee absetzen.

Bombardierung von KZ-Schiffen

In der Lübecker Bucht lag die „Cap Arcona“, einst ein Luxussschiff und Flaggschiff der Hamburg-Südamerikalinie. Ab Kriegsbeginn wurde sie von der deutschen Kriegsmarine als Hilfsbeischiß verwendet und diente auch als Wohnschiff im U-Boot-Stützpunkt Gdynia. Ende 1944 ging sie wieder auf Fahrt, um Flüchtlinge aus Ostpreußen in den Westen zu bringen. Nach der zweiten Fahrt blieb das Schiff allerdings wegen einer defekten Antriebswelle manövrierunfähig in der Lübecker Bucht liegen. Von der Kriegsmarine ausgemustert, wurde es dem Hamburger Gauleiter Karl Kaufmann unterstellt. So wurde die „Cap Arcona“ wie auch andere schadhafte Schiffe dazu bestimmt, erst Häftlinge aus dem KZ Neuengamme und dann auch solche aus Konzentrationslagern in Oberschlesien, die nach Todesmärschen hier ankamen, aufzunehmen.

Zum Zeitpunkt der Bombardierung war die „Cap Arcona“ mit etwa 4.600 Häftlingen völlig überfüllt (die Sanitäranlagen des Schiffs waren für 700 Passagiere ausgelegt). Dazu kamen noch 70 Besatzungsmitglieder und rund 500 SS-Männer als Bewacher. Sam Pivnik, einer der wenigen, die dem Inferno entkamen, schildert in seinem Buch „Der letzte Überlebende“, wie er und andere Häft-



Der Schauspieler Erwin Geschonneck (re.), hier mit dem Intendanten des Berliner Ensembles Manfred Wekwerth (li.), überlebte am 3. Mai 1945 den Untergang der „Cap Arcona“ und wirkte am Fernsehfilm „Der Mann der Cap Arcona“ (DDR 1982) mit.

linge, die bereits den Todesmarsch vom KZ Fürstengrube, einem Außenlager des KZ Auschwitz, bis Neustadt in der Lübecker Bucht überstanden hatten, an eben diesem 3. Mai 1945 auf Fischerbooten zur „Cap Arcona“ gebracht wurden: „Es war ein Donnerstag, niedrige Bewölkung hing über der südwestlichen Küste der Ostsee, vor allem dem Küstenstreifen bei Neustadt und die Lübecker Bucht. Einer nach dem anderen kletterten wir die schwankende Strickleiter hinauf. Ich hatte kaum Zeit, um mich zu fürchten, bevor ich durch das Loch in den Rumpf des Schiffes stolperte und für einen Augenblick nur undurchdringliches Dunkel sah.“³⁹

Da im Rumpf kein Platz war, stiegen er und andere, die mit ihm gekommen waren, im Schiff weiter hinauf und erreichten schließlich einen Raum, der wahrscheinlich früher einmal eine Lounge für Passagiere gewesen war. „Ich kletterte gerade über ein paar Leute, um mir einen Platz zu suchen, als plötzlich die Hölle losbrach. Das Schiff machte einen regelrechten Sprung, es gab einen unglaublichen Knall, und ich fiel hin, zusammen mit allen anderen, die noch

gestanden hatten.“⁴⁰ Dass das Schiff angegriffen wurde, wurde ihnen erst klar, als es noch einen Schlag und noch einen Krach gab, der die Fensterscheiben zerbersten ließ und alle mit Glasscherben überschüttete. „Was dann folgte, war das schrecklichste Geräusch, das ich je gehört habe. Es grollte und brüllte irgendwo unter uns, und ich brauchte eine Weile, bis ich begriff, was es war. Es waren die Todesschreie Tausender Männer, die durch die Gänge und Treppenhäuser hallten.“⁴¹

Nur Uniformierte waren zu retten

Mit Hilfe eines Freundes, der ihn hochhob, gelangte er durch eine Luke, die über ihnen geöffnet worden war, an Deck. Pivnik schildert, wie das ganze Schiff vibrierte und unter ihm zitterte – zugleich über ihm die tarnfarbenen Flugzeuge. „Jetzt war ich achtzehn und hatte mehr Schrecken gesehen als die meisten Menschen in einem ganzen Leben“⁴² stellt er fest, und berichtet: „Während ich mich entsetzt und verwirrt an die Reling klammerte, konnte ich sehen, dass die Fischerboote zurückkamen, die uns



„Fluchtgruppe Cap Arcona“ als Teil des von Alfred Hrdlicka gestalteten Mahnmals gegen den Krieg am Hamburger Dammtor.

in dieses Inferno gebracht hatten. Aber es war klar, wie ihre Befehle lauteten. Sie nahmen nur Uniformierte auf, Angehörige der Kriegsmarine und SS-Leute, keinen von uns. Wenn Häftlinge versuchten, die Fischerboote zu entern, wurden sie von der SS erschossen, entweder von denen, die noch an Deck waren, oder von denen, die sich bereits in den Fischerbooten befanden.“⁴³

Zwanzig Meter sind es bis zum Wasser hinunter und dort treiben Trümmerteile und schwimmen Menschen, die ihrerseits versuchen, sich zu retten. Doch es bleibt ihm keine Wahl: „Ich hielt die Luft an und sprang, spürte Luft in Nase und Mund, spürte, wie sie meine Jacke aufblähte und mir in die Augen stach. Ich hatte keine Zeit, mein Leben an mir vorbeiziehen zu lassen, bevor ich ins Wasser fiel. Es war, als würde man auf eine Mauer treffen. Ich hörte das Geräusch nicht, ein Platschen war es jedenfalls nicht. Das Wasser war eiskalt, mir blieb ganz einfach die Luft weg. Ich ging unter, alles wurde schwarz, das Tageslicht über mir fuhr wie Suchscheinwerfer durch meinen Kopf. Wie weit ich unter die Oberfläche sank, weiß ich nicht, aber es schien ewig zu dauern, bevor ich wieder aufstieg und den Kopf über Wasser bekam.“⁴⁴

Zu dritt sind sie schließlich, die an eines der Trümmer geklammert versuchten, Richtung Ufer zu schwimmen. Die Kälte des Wassers – dessen Temperatur betrug an jenem Tag 8 Grad Celsius – setzte ihnen zu, doch das war nicht die

einzigste Gefahr: „Irgendwann tauchte ein deutsches Torpedoboot mit mörderischem Tempo aus dem Rauch auf. Die Mannschaft überstrich die gesamte Umgebung des Schiffs mit Maschinengewehrsalven. Ich sah das Wasser aufspritzen, wenn die Kugeln die Oberfläche trafen. Entsetzte Männer sprangen halb aus dem Wasser, wenn sie getroffen wurden, fielen zurück und tauchten unter.“⁴⁵

Schüsse von allen Seiten

Aber auch ein britisches Flugzeug kam im Tiefflug und schoss auf die Schwimmenden. Und ein Blick zurück zeigte folgendes Bild: „Das Schiff legte sich wie ein sterbender Wal auf die Backbordseite und blieb halb gesunken liegen. Es brannte immer noch lichterloh. Auf dem Rumpf konnte wegen der Hitze niemand stehen. Der Stahl wölbte sich und schlug regelrechte Blasen. Wer jetzt noch an Bord war, musste tot sein.“⁴⁶ Dem waren die drei entgangen, doch in Sicherheit waren sie noch lange nicht: „Schüsse vom Strand hielten uns auf. Ich konnte zwei Polizisten sehen, die in die Brandung schossen. Wir sahen nicht, worauf sie zielten, aber es war klar, sie schossen auf halb tote Männer wie uns. Wir beschlossen zu warten, bis es dunkel wurde. An dieser Stelle konnte ich schon stehen.“⁴⁷

Als sie schließlich das Ufer erreichten, blieb Pivnik erschöpft liegen und schlief ein. Er wäre wahrscheinlich zuletzt noch erfroren, wenn ihn nicht andere Überlebende gefunden und zu ihrem Lager-

feuer gebracht hätten. Am nächsten Morgen kam ein alter Mann mit einem Lieferwagen und brachte sie in die Stadt: „Schweigend saßen wir auf der schwankenden Ladefläche. Kein Hakenkreuz weit und breit, nur Männer mit ernsten Gesichtern in khakifarbenen Uniformen, die uns anstarrten.“⁴⁸

Neben Sam Pivnik waren unter den Überlebenden auch Erwin Geschonneck, später einer der erfolgreichsten Schauspieler der DDR, sowie Rudi Goguel, der als KPD-Funktionär gleich nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten verhaftet und ins KZ Börgermoor eingeliefert worden war, wo er die Melodie für das Lied von den „Moorsoldaten“ komponierte. 1934, zum zweiten Mal verhaftet, wurde er zu zehn Jahren Zuchthaus wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ verurteilt. Nach Verbüßung der Haft in mehreren Zuchthäusern folgte schließlich „Schutzhaft“, erst im KZ Sachsenhausen, von wo er schließlich ins KZ Neuengamme verschleppt wurde.

In seinem Buch „Cap Arcona. Report über den Untergang der Häftlingsflotte in der Lübecker Bucht am 3. Mai 1945“ stellt Rudi Goguel fest, dass zweifellos auch die SS-Wachmannschaft von dem Bombenangriff überrascht worden war. Aber selbst in dieser aussichtslosen Lage hätten es einige der fanatisierten Faschisten vorgezogen, „den Tod der Häftlinge zu beschleunigen, anstatt sich selbst in Sicherheit zu bringen“. So berichteten später Mithäftlinge „von einem Wachmann, der den Ausgang zum Oberdeck abspernte und aus zwei Revolvern in die verzweifelt nach oben drängenden Häftlinge schoß. Doch als er seine Magazine leergeschossen hatte, ereilte ihn das verdiente Los: Er wurde von der wütenden Menge überrannt und zu Tode getrampelt.“⁴⁹

Über die eigene Rettung erzählt Goguel in seinem Buch „Es war ein langer Weg“: „Ich selbst werde in eine Kajüte gedrängt. Hier steht das Bullauge offen. Einer nach dem anderen zwingt sich hindurch und verschwindet im Wasser unten. Endlich bin auch ich an der Reihe. Beine zuerst hinaus! Die Hüftknochen hängen am Fensterrand fest. Schneller, schneller den Hinterleuten dauert es zu lange. Ein wuchtiger Schlag auf den Kopf und mit einem mächtigen Schwung sause ich durch das Bullauge hinunter in das Wasser.“⁵⁰ Doch dann: „Eine Stunde bin ich geschwommen. Ich habe versucht, das ferne Ufer zu erreichen. Aber die Strömung war gegen mich. Ich habe meine Bemühungen ein-

gestellt und treibe willenlos im Wasser. Langsam dringt die Kälte immer näher ans Herz. Hände und Füße sind abgestorben. Das Gehirn verfällt in einen Zustand wohlthätiger Lähmung.

Soll dies das Ende eines langen Weges sein? Soll ich heute, wo in Deutschland die Glocken läuten und die Kanonen schweigen, soll ich heute hier elendiglich ersaufen?⁵¹

Ein bekanntes Gesicht

Den Maschinengewehrsalven, die von zwei Minensuchbooten abgegeben werden, entgeht er, weil er schon zu schwach ist, um auf sich aufmerksam zu machen. Doch dann kommt eine Schaluppe, gedrängt voll mit Häftlingen, geradewegs auf ihn zu: „Ich blicke nach oben. Harte mitleidslose Gesichter, bedacht auf ihr eigenes Leben, bedacht, mich mit Gewalt unter das Wasser zu drücken, wenn ich den Versuch machen wollte, mich an das Schiff anzuklammern. Fremde Gesichter. Feindliche Gesichter. Und dann ein bekanntes dazwischen. ‚Mischka, Mischka, kennst du mich nicht?‘ Oben ertönen erregte Stimmen. Dann packen mich zwei drei Fäuste am Rockkragen und zerren mich an Deck. – Und dann weiß ich nichts mehr.“⁵²

Erwin Geschonneck berichtete später über seine Rettung, nachdem auch er den Salven aus den Schnellbooten entgangen war: „Ich schwamm tauchend zurück zum brennenden Schiff und klammerte mich an die Ankerkette. Stunden dauerte es, bis ich mich durchs Ankerspill zur Reling hochgezogen hatte. Oben saßen noch einige Verzweifelte. Plötzlich hob sich der Horizont, und das Schiff neigte sich. Einige von uns konnten sich an der Reling festhalten, alle anderen wurden in die Tiefe geschleudert und gerieten unter das Schiff. Viele Stunden später saßen wir auf der Schiffswand der ‚Cap Arcona‘ und warteten, bis die Engländer, die inzwischen die Bucht besetzt hatten, Boote ausschickten und uns an Land holten.“⁵³

„Befehlswidrig“ gerettet

Die deutschen Marine-Angehörigen, die zuvor mit Booten in die Bucht hinausgeschickt worden waren, hatten den strikten Befehl, nur SS-Männer und Mitglieder der Schiffsbesatzungen zu retten. Doch es gab eine rühmliche Ausnahme, wie Rudi Goguel berichtet. Von den im Wasser treibenden, halb erfrorenen Häftlingen wurden etwa zwanzig von einem der Boote „befehlswidrig“ aufgenom-

men. „Schon wähten sich die dem Tod Entronnenen endgültig in Freiheit, doch als das Boot das Land erreichte und die geretteten Gefangenen aussteigen wollten, wurden sie von einem jungen Marine-Offizier mit vorgehaltener Pistole empfangen. [...] Sie wurden also erneut verhaftet und in eine Lagerhalle am Strand eingesperrt. Aber nach einiger Zeit verschwanden die Wachmannschaften – es mag gegen 17 Uhr gewesen sein – und die Gefangenen waren nun tatsächlich frei.“⁵⁴

Neben der „Cap Arcona“ waren auch auf dem kleineren Schiff „Thielbek“ KZ-Häftlinge untergebracht gewesen, die dasselbe Schicksal erlitten. Man geht davon aus, dass von den etwa 7.000 Häftlingen, die sich zum Zeitpunkt des Angriffs auf den beiden Schiffen befanden, rund 6.400 verbrannten, ertranken oder erschossen wurden. Seit den verhängnisvollen Angriffen auf die beiden Schiffe gab es verschiedene Thesen, wie es überhaupt dazu kommen konnte. Auf der einen Seite wurde der Verdacht geäußert, Himmler und die SS wären darauf aus gewesen, die Häftlinge durch die Briten ermorden zu lassen, somit ihnen deren Tod in die Schuhe schieben zu können. Andererseits hat sich auch die Royal Air Force nie detailliert zu den Angriffen geäußert. Eine Rot-Kreuz-Delegation in Lübeck soll am Abend des Vortags die britischen Streitkräfte davon unterrichtet haben, dass sich auf diesen beiden Schiffen Häftlinge befänden. Es ist allerdings fraglich, ob diese Mitteilung an die eingesetzten Flugzeugverbände weitergegeben wurde.

Anmerkungen:

- 1/ Boris Pahor: Nekropolis. München, Berlin 2016, S. 157.
- 2/ Ebd.
- 3/ Robert Antelme: Das Menschengeschlecht. Zürich, Berlin 2017, S. 103.
- 4/ Ebd.
- 5/ Liana Millu: Der Rauch über Birkenau. Frankfurt/M. 2015, S. 94.
- 6/ Nico Rost: Goethe in Dachau. Berlin 1999, S. 39.
- 7/ Ebd., S. 52.
- 8/ Ebd., S. 119.
- 9/ Władysław Koźdoń: ... ich kann dich nicht vergessen. Göttingen 2007, S. 103.
- 10/ Rost: Goethe, S. 168.
- 11/ Imre Kertész: Roman eines Schicksallosen. Berlin 2017, S. 250f.
- 12/ Jankiel Wiernik: Ein Jahr in Treblinka. Wien 2014, S. 56.
- 13/ Ebd., S. 57.
- 14/ Thomas „Toivi“ Blatt: Sobibór – der vergessene Aufstand. Hamburg, Münster 2004, S. 35.

- 15/ Jakovos Kambanellis: Die Freiheit kam im Mai. Wien 2010, S. 32.
- 16/ Ebd.
- 17/ Rost: Goethe, S. 61.
- 18/ Ebd., S. 21f.
- 19/ Ebd., S. 272.
- 20/ Jacques Lusseyran: Das wiedergefundene Licht. Die Lebensgeschichte eines Blinden im französischen Widerstand. Stuttgart 2017, S. 278.
- 21/ Ebd., S. 279.
- 22/ Koźdoń: ... ich kann dich nicht vergessen, S. 95.
- 23/ Ebd., S. 96.
- 24/ Ivan Ivanji: Der Aschenmensch von Buchenwald. Wien 1999, S. 46.
- 25/ Ebd., S. 46f.
- 26/ Jorge Semprun: Was für ein schöner Sonntag! Frankfurt/M. 1984, S. 205.
- 27/ Elie Wiesel: Die Nacht. Freiburg im Breisgau 2008, S. 89.
- 28/ Fritz Lettow: Arzt in den Höllen. München 2001, S. 219.
- 29/ Kambanellis: Freiheit, S. 13.
- 30/ Bertrand Herz: Der Tod war überall. Weimar 2016, S. 98.
- 31/ Primo Levi: Das periodische System. München 2016, S. 155.
- 32/ Otto Rosenberg: Das Brennglas. Aufgezeichnet von Ulrich Enzensberger. Berlin 2012, S. 109f.
- 33/ Antelme: Menschengeschlecht, S. 23.
- 34/ Wiesel: Nacht, S. 155.
- 35/ Rost: Goethe, S. 293.
- 36/ Lusseyran: Licht, S. 279.
- 37/ Max Mannheimer: Spätes Tagebuch. München, Berlin 2016, S. 128f.
- 38/ Ernest Landau: Die ersten Tage in Freiheit, in: Michael Brenner: Nach dem Holocaust. Juden in Deutschland 1945–1950. München 1955, S. 117.
- 39/ Sam Pivnik: Der letzte Überlebende. Darmstadt 2017, S. 202.
- 40/ Ebd., S. 203.
- 41/ Ebd., S. 204.
- 42/ Ebd., S. 205.
- 43/ Ebd., S. 206.
- 44/ Ebd., S. 207.
- 45/ Ebd., S. 207f.
- 46/ Ebd., S. 209.
- 47/ Ebd., S. 209.
- 48/ Ebd., S. 211.
- 49/ Rudi Goguel: „Cap Arcona“. Report über den Untergang der Häftlingsflotte in der Lübecker Bucht am 3. Mai 1945. Frankfurt/M. 1972, S. 60f.
- 50/ Rudi Goguel: Es war ein langer Weg. Ein Bericht. Düsseldorf 2007, S. 190.
- 51/ Ebd., S. 184.
- 52/ Ebd., S. 192.
- 53/ Erwin Geschonneck: Bericht in Ostsee-Zeitung, Rostock, 6.9.1957, zit. nach Goguel: „Cap Arcona“, S. 78f.
- 54/ Ebd., S. 77.